Nr. 120. XXII. Jahrgang. Dienstag, 5. Mai 1914.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 18 897, Expedition Nr. 18 698, Verlag Nr. 18 828. Telegr.-Adr.: Neueste Dresden.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 35 Pf., für das Ausland 40 Pf. [illegible] Pf., für auswärts 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile 1.50 Mk. [illegible] 2 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresabschlüssen Rabatt nach Tarif. Offertengebühr 30 Pf. Anzeigen [illegible] werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe und [illegible] von Anzeigen ist unzulässig. Unsere Dresdner [illegible] Annahmestellen sowie sämtliche Annoncen-[illegible] im In- und Auslande nehmen Anzeigen zu Originalpreisen und -rabatten an.

Bezugspreis:
Im Dresdner Bestellbezirk monatlich 60 Pf., vierteljährlich 1.80 Mk. frei Haus, durch unsre weiteren Ausgabestellen monatlich 70 Pf., vierteljährlich 2.10 Mk. frei Haus. Mit der wöchentlichen Beilage „Illustrierte Neueste" oder „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. monatlich mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 90 Pf., vierteljährl. 2.70 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 75 „ „ 2.25 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1.70 Kr., vierteljährl. 5.10 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage 1.53 „ 4.67 „
Nach dem [illegible] wöchentlich 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. Roman siehe Seiten 11 und 12. Dresdner Sportzeitung Seite 15. Vermischtes Seite 7.

Zwei im Schmollwinkel.

Vor 10 Tagen hieß es, der Reichskanzler beschleunige seine Rückkehr von Korfu, um rechtzeitig vor dem Wiederzusammentritt des Reichstags wieder in Berlin zu sein und sofort mit den Führern der bürgerlichen Parteien über die weiteren parlamentarischen Bestimmungen zu verhandeln. Es sollte festgestellt werden, welche Vorlagen noch erledigt werden sollten, und demgemäß würde sich dann der Reichskanzler schlüssig machen, ob er den Schluß oder wiederum die Vertagung des Reichstags dem Kaiser empfehlen solle. Nun ist der Reichstag nahezu eine Woche beisammen, aber irgendwelche Verhandlungen der erwähnten Art sind bisher noch nicht angeknüpft worden. Das einzige war, daß der Reichsschatzsekretär am vorigen Dienstag im Auftrage des Reichskanzlers den bürgerlichen Parteien mitteilte, die Reichsregierung wünsche eine baldige Erledigung der Besoldungsnovelle, und daß weiter eine Verständigung über die Konkurrenzklausel zwischen Regierung und Mehrheit erzielt und mit dem Zustandekommen dieses Gesetzes nun wohl ziemlich sicher zu rechnen ist. Dagegen ist das Schicksal der Besoldungsnovelle mehr als ungewiß, nachdem die „Nordd. Allg. Ztg." auf die letzte Andeutung eines Berliner Blattes von „Kompromißverhandlungen" schroff erklärt hat, von solchen könne keine Rede sein, da die verbündeten Regierungen fest entschlossen seien, über den Rahmen ihrer Vorlage unter keinen Umständen hinauszugehen. Das heißt in diesem Falle, dem Parlament das Messer an die Kehle setzen. Denn die Regierungen wissen sehr genau, daß der Reichstag kaum in der Lage ist, eine derartige Vorlage scheitern zu lassen und damit die darin bedachten wenigen Beamtenkategorien um noch so magere Vorteile zu bringen.

Es ist natürlich, daß dieses Verhalten in Reichstagskreisen als eine Brüskierung empfunden wird und tiefe Verstimmung erregt. Sie wird durch noch verschiedene andere „Unannehmbar" und dadurch vermehrt, daß man über die nächsten Absichten der Regierung noch völlig im Dunkeln tappt. Bei der Beratung im Seniorenkonvent über den Fortgang der Reichstagsarbeiten mußte der Präsident erklären, daß eine Aeußerung der Regierung, ob der Reichstag geschlossen oder vertagt werden würde, ebensowenig vorliege wie eine Benachrichtigung darüber, welche Entwürfe die Regierung noch vorher fertig sehen möchte. Diese Obstruktion der Regierung, wie ein Blatt das Verfahren nicht übel genannt hat, ist nicht dazu angetan, die Arbeitsfreudigkeit des Reichstags zu erhöhen. Ein derartiger Mangel an Fühlung zwischen dem leitenden Staatsmann und der Volksvertretung ist seit langen Jahren nicht dagewesen, und man kann den Gedanken kaum von der Hand weisen, daß hierin eine nachträgliche Quittung des Reichskanzlers für das ihm bei der ersten Zabern-Interpellation erteilte Mißtrauensvotum zu erblicken sei. Auch bei der Militärverwaltung scheint noch einige Empfindlichkeit von den bewegten Dezembertagen zurückgeblieben zu sein. Bei Beantwortung einer kleinen Anfrage betonte ihr Sprecher mit besonderer Schärfe, daß der Reichstag in Angelegenheiten der Truppenausbildung nicht zuständig sei. Gewiß ist er das normaliter nicht, aber dieser Anspruch wird doch auch keineswegs von seiner Mehrheit erhoben, solange nicht etwa erwiesene Mißgriffe einmal vor ihn gebracht würden. Warum also da ohne Not eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen Volksvertretung und Heeresverwaltung konstruieren?

Indessen sollte der Reichstag sich hüten, seinerseits als Antwort eine Nadelstichpolitik zu treiben. Man könnte nicht erstaunen, wenn er Unfreundlichkeiten im geeigneten Fall mit gleicher Münze heimzahlte und damit zeigte, daß er sich nicht ungestraft übersehen läßt. Nur will uns dünken, daß sich die Budgetkommission nicht gerade die beste Gelegenheit hierfür ausgesucht hat, wenn sie im Militäretat Forderungen herabdrückte oder ablehnte, die unter andern Umständen wohl glatt bewilligt worden wären. Hier stehen in erster Linie die angeforderten Mittel zur Einrichtung einer amtlichen Auskunftsstelle, die verabschiedeten Offizieren die Wege zur Erlangung von Zivilstellungen weisen soll. Wenn die Kommissionsmehrheit dagegen geltend gemacht hat, daß durch eine solche Stelle das Eindringen verabschiedeter Offiziere in sogenannte Rüstungsfirmen gefördert werde, so ist dies entweder nur ein haltloser Vorwand oder ein Beweis, daß ihr die tatsächlichen Verhältnisse unbekannt sind. Die Offiziere, die für Rüstungsfirmen geeignet sind, brauchen sich nicht erst an die Auskunftsstelle im Kriegsministerium zu wenden. Sie kennen und finden den Weg ganz allein zu den Krupp, Löwe, Ehrhardt, wie denn auch diese Firmen mit Stellengesuchen verabschiedeter Offiziere ständig überschwemmt werden. Dagegen fehlt den andern verabschiedeten Offizieren, die nicht gerade für die Rüstungsindustrie geeignet sind, meist jede Kenntnis, wo und wie sie sich nach ihrer Verabschiedung praktisch im Berufsleben betätigen könnten, und ihnen leistet eine amtliche Auskunftsstelle gute Dienste. Warum sollte nicht für die Offiziere ebenso gesorgt werden wie für die Unteroffiziere nach ihrem Ausscheiden? Vielleicht hat hier eine gewisse Verstimmung darüber mitgesprochen, daß man versucht hat, von Amts wegen den kaufmännischen Kreisen wahllos verabschiedete Offiziere als Angestellte aufzudrängen und so hat die Mehrheit der Budgetkommission nur die Mittel für eine private Auskunftsstelle bewilligt. Außerdem hat sie die Mittel für eine Presseabteilung im Kriegsministerium verweigert, obwohl deren Errichtung einem Wunsche der Presse aller Parteien entsprochen hatte. Mit solch offenbarer Oppositionspolitik werden weder berechtigte Interessen noch die parlamentarischen Geschäfte gefördert. Ist es doch auch für die beiden Körperschaften, Regierung wie Reichstag, selbst abträglich, wenn sie sich ohne Grund das Leben sauer machen und abwarten, wer es dabei länger aushalten kann. Viel klüger und vorteilhafter ist es, wenn beide bestrebt sind, friedlich beieinander zu wohnen und kein andres Ziel zu kennen, als das Allgemeinwohl nach Kräften zu fördern. Eine Politik der Stimmungen und Verstimmungen verträgt sich aber damit nicht. Daß man das im Reichstage selbst fühlt, zeigt die bei mehreren Parteien hervorgetretene Absicht, die gestrichenen Gehälter für die Beamten der Presseabteilung wiederherzustellen, und das Entgegenkommen in der Frage der Konkurrenzklausel. Wird da die Regierung hinter diesen versöhnlichen Symptomen des Reichstages ihrerseits zurückbleiben dürfen?

Zur Wiederbelebung des Reichsrats.

Man schreibt uns aus Wien vom 3. Mai:

Für morgen nachmittag ist eine Beratung der Obmännerkonferenz des Reichsrats über die derzeitige innerpolitische Lage und die Mittel angesetzt, die eine Tagung des Reichsrats ermöglichen sollen. Der Versuch ist der Initiative der sozialdemokratischen Partei im Reichsrat entsprungen, und der Vorschlag, eine Obmännerkonferenz abzuhalten, von allen Parteien, aber auch von der Regierung angenommen worden. Es ist nicht gewiß, ob der Versuch von Erfolg begleitet sein wird, da die Regierung wie die arbeitswilligen Parteien eine Tagung begreiflicherweise nur dann zulassen wollen, wenn Garantien für die Arbeitsfähigkeit des Parlaments geboten werden. Solche Garantien können natürlich nur die Parteien schaffen, in erster Linie die Tschechen, die im März durch ihre Obstruktion die Vertagung hervorgerufen haben.

Bis in die allerletzten Tage haben die Tschechen nach der bekannten Parole: „Ohne Prager Landtag kein Wiener Reichsrat!" nicht nur die Einberufung, sondern auch die Konstituierung des böhmischen Landtags und die Wahl eines neuen Landesausschusses, der an die Stelle der kaiserlichen Verwaltungskommission zu treten hätte, als Preis für die Einstellung der Obstruktion verlangt. Solchem Verlangen können die Deutschen nicht zustimmen, weil sie vor Festlegung ihrer nationalpolitischen Ansprüche die Verwaltung Böhmens, und damit auch die Deutschböhmens, nicht wieder der parteilichen Willkür eines in seiner Mehrheit tschechischen Landesausschusses ausliefern wollen, während jetzt bei der im ganzen unparteilichen Verwaltung der Landeskommission ihre Wünsche und Beschwerden auf dem Gebiete der Verwaltung in der Hauptsache Berücksichtigung finden. Darum verlangen die Deutschen, daß zuerst ihre bekannten nationalpolitischen Forderungen, besonders die Teilung des Landesausschusses in eine deutsche und tschechische Sektion und die Unterstellung des abgegrenzten Deutschböhmens unter die Verwaltung der deutschen Sektion anerkannt werde, bevor sie die Obstruktion im böhmischen Landtage aufgeben und die Wahl eines neuen Landesausschusses zulassen. Es handelt sich also bei der Frage der Wiederbelebung des Reichsrats wieder um den deutsch-tschechischen Konflikt in Böhmen.

Man wird morgen von einer Seite die Ausschreibung von Neuwahlen für den böhmischen Landtag beantragen und als Gegenleistung der Tschechen die Ausschaltung der Obstruktion im Reichsrat; von andrer Seite wird man sogar so weit gehen, die Neuwahlen und die Konstituierung des böhmischen Landtages mit dem einzigen Programmpunkte der Einsetzung einer Ausgleichskommission vorzuschlagen. Es ist ganz ungewiß, wie sich die Tschechen zu diesen Vorschlägen stellen und ob sie zur ungestörten „Zulassung" der Reichsratstagung sie für „ausreichend" erachten. Eine Tagung des Parlaments wäre nicht nur den arbeitswilligen Parteien, sondern auch der Regierung sehr erwünscht, weil dadurch die Gelegenheit gegeben wäre, das Budget vom 1. Juli 1914 bis Ende Juni 1915, das mit Rücksicht auf die neuen Militärlasten beträchtliche Mehrausgaben enthalten wird, dem Parlamente vorzulegen. Nur müssen, wie bemerkt, seitens der Parteien Sicherungen gegeben werden, daß sich das Schandschauspiel der tschechischen Obstruktion nicht wiederhole; denn wenn diese Gefahr nicht vollständig beseitigt ist, ist es im Interesse des Staates, aber auch des Parlamentes selbst besser, auf die Einberufung des Reichsrats vorläufig zu verzichten.

Huerta vor dem Sturz.

Trotzdem die Vertreter Huertas versichern, daß seine Herrschaft ungebrochen sei, ist, wenigstens nach amerikanischen Quellen, sein Stern im Erbleichen. Während der mexikanische Kriegsminister alle Befehlshaber angewiesen haben soll, die Feindseligkeiten einzustellen und dem amerikanischen Marineministerium der Abschluß eines Waffenstillstandes vor Tampico telegraphiert wurde, wird anderseits berichtet, daß Carranza zur Freude des Weißen Hauses einen Waffenstillstand ablehne. Huerta selbst, so heißt es, steht im Begriff, abzudanken und auf einem französischen oder spanischen Kreuzer Mexiko zu verlassen. Wir erhalten folgende Kabelnachricht:

§ New-York, 4. Mai. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Die Lage in Mexiko ist in den letzten Tagen so verworren, daß selbst gute Kenner Mexikos sich kein rechtes Bild mehr machen können. Nur so viel steht fest, daß Huertas Stellung in der Hauptstadt selbst erschüttert ist und die Nachricht von seiner Flucht oder seiner Ermordung jeden Augenblick einlaufen kann. Seit zehn Tagen

schläft er in einem Automobil,

das von seiner Garde bewacht wird, da er in seinem Präsidentenpalast sich nicht mehr sicher fühlt. Sein eigenes Heer hat sich gegen ihn erhoben und fordert gebieterisch seine Abdankung und die Ernennung des Kriegsministers Blanquet zum Präsidenten. Eine militärische Verschwörung gegen Huerta ist vor einigen Tagen in der Stadt Mexiko entdeckt und alle Rädelsführer sind verhaftet worden. Huerta weiß, daß seine Tage gezählt sind und, um sie zu verlängern, sucht er die Amerikaner um jeden Preis herauszufordern in der Hoffnung, daß ein amerikanischer Angriff alle Parteien zum Kampfe gegen den äußeren Feind vereinige. Er hat daher den General Maas angewiesen, trotz des Waffenstillstandes die Wasserwerke von Veracruz zu zerstören. Der Ueberfall ist aber mißlungen, da die amerikanische Garde, von der die Wasserwerke bewacht werden, rechtzeitig verstärkt werden konnte. Die amerikanische Regierung hat aber den südamerikanischen Diplomaten mitgeteilt, daß der Tod eines amerikanischen Bürgers oder Soldaten durch die Mexikaner genügen würde, um alle Verhandlungen abzubrechen und den Krieg zu beginnen. Sollte sich Huerta jedoch ruhig verhalten, dann wird die

Friedenskonferenz in den nächsten Tagen

in einer Stadt Canadas zusammentreten, obgleich man sich in Washington nicht viel verspricht. Die Amerikaner setzen ihre Rüstungen zu Wasser und zu Lande fort. General Carranza hat in Washington wissen lassen, daß er auf die Präsidentschaft von Mexiko nicht reflektiert, aber einen Partei-

Strindberg im Interimstheater.

„Der Scheiterhaufen."

Erst vor kurzer Zeit wurde hier eindringlich von August Strindbergs Drama „Der Scheiterhaufen" gesprochen. Nach der Berliner Aufführung dieser unerbittlichen, an Grausamkeit und Haß überreichen drei Akte. Ist Reinhardt ihm auch vorangeschritten, war es doch von Renó gewagt, in seinem Interimstheater, dem immer etwas Improvisiertes anhaften bleiben wird, dieses ausgemachte Kammerspiel aufzugreifen. Ein Spiel zwischen vier Menschen, in eine spukhafte Wirklichkeit gebannt, Seelen, deren letzte Hüllen fallen. Man kann sich solch ein Werk nur auf abgeschlossenste Intimität gestimmt denken, die nicht das leiseste Erbeben der Worte verhallen läßt. Man fühlt sich wiederholt fortwährend an die Familienszenen Edvard Munchs erinnert, in denen auch der Tod beherrschend verweilt, deren Gestalten auch so furchtbar bekümmert und durchrüttelt sind. Drei Akte, aber man glaubt nur einen zu erleben, den ungeheuren letzten Akt eines Lebensdramas, der die Abrechnung enthält nach langen Kämpfen, Folterqualen, Tücken, Anlagen, Gehässigkeiten, Ruchlosigkeiten; nach einer endlosen Kette von Feindseligkeiten einander naher Menschen die Erlösung unter Schrecken.

Ich brauche nicht nochmals die Geschehnisse zu berühren, die ja gar nicht sehr ausgiebig, nur ungemein intensiv sind. Nicht nochmal das Schicksal einer Mutter aufzurollen, die ihre beiden Kinder hungern und frieren läßt, weil sie das Wirtschaftsgeld stiehlt, um ihren Liebhaber auszuhalten; und die den Liebhaber an ihre Tochter verkuppelt, aber schließlich erkennen muß, daß sich alle gegen sie kehren. Niemals fühlte man den dramatischen Notbehelf eines Briefes, der erst den Lügenbau einreißt, so gleichgültig wie hier: eines Briefes, den der Vater vor seinem Tod an den Sohn schreibt, eine Historie seines Märtyrertums, die die Mutter zerfetzt und in den Ofen steckt, damit sie nie in die Hände des Sohnes gelange, die aber dann von ihm entdeckt und gelesen wird. Ein unwahrscheinlicher Vorgang, eine äußerliche Lücke, denn diese Mutter wird den Brief nicht in den Ofen stecken, den zu heizen sie sich fortgesetzt weigert, sondern ihn sicherer vernichten. Aber was verschlägt's hier, wo man nur auf die Laute der verblutenden Herzen hinlauscht? Ob ein Brief oder ein andrer Zufall dazwischenkommt, der Sohn hält schon längst so weit, die Mutter, nach Befreiung lechzend, zu demaskieren, und er hat auch leichtes Spiel mit der betrogenen Schwester. Das Genie, das böse, hart, verbittert diese Familiengespräche hervorzerrt, darf sich solche Fahrlässigkeit erlauben. Ihm kommt es auf die Abrechnung der Kinder mit der Mutter, die sich selbst eine Pelikanmutter nennt, an; Pelikanmütter nähren ihre Jungen mit eigenem Blut, doch sie tat gerade das Gegenteil, sie ließ sie verkümmert und widerstandslos werden, indem sie die Familie aussog. Die unnatürliche Mutter der Welt, grandios erdacht vom Hirn Eines, den Verfolgungswahn berührt hat, schwerlich geformt von der Faust eines mißtrauischen, anarchischen Künstlers.

Wer ist gewillt, Urgesetze des Blutes nichtig werden zu sehen, an Abirrungen der Natur, unerhörte Ausnahmefälle leichthin zu glauben? Dennoch lebt dieses Weib, das Kinder gebar und seither gegen sie verbrecherisch wütet. Ein Weib von so verbuhlter und eigensüchtiger Grausamkeit wie Klytemnästra, offenkundig ihr nachgebildet, aber aus mythischem Nebel in den modernen, bürgerlichen Tag herübergetragen. Doch hat es antikes Uebermaß bewahrt, bis im Schlußakt das Grauen, das von solcher Widernatur ausgeht, sich jäh verwandelt. Aus der harten, starren, antiken Larve ein leidendurchfurchtes Menschenantlitz wird. „Denkst du daran, was ich für eine Kindheit hatte?" sagt diese Mutter. Und plötzlich erschließen sich neue Zusammenhänge, plötzlich verschiebt sich der Berg von Schuld und Sünde, die Erinnerung an das Elternhaus dieser Quälerin beleuchtet sie auf einmal als die selbst Gequälte. Ihre Eltern sind da und ihrer Eltern Eltern, Sünden von Geschlecht zu Geschlecht, ein Vererbungsdrama.

Hier ist wieder der Punkt, von dem aus man die Lächerlichkeit des Vorwurfs nachweisen könnte, August Strindberg sei ein grundsätzlicher, verbohrter Frauenhasser gewesen. Diese falsche Pelikanmutter bedeutet nichts für die abstruse Behauptung. Ist denn ihr Liebhaber, das männliche Wesen, mit schmeichelhaften Zügen ausgemalt? Und entlastet sie des Dichters erbarmungsheiße, verzweiflungsvolle Erkenntnis nicht, als er all ihre verruchten, entarteten Triebe unter das Walten eines geheimnisdunklen Blutgesetzes stellt? Eines der wuchtigsten, finstersten Dramen, fest geballt wie eine Riesenfaust, und auch so niederfahrend, ist Strindbergs „Scheiterhaufen".

Es fordert Schauspieler von der außerordentlichen Fähigkeit, sich leidenschaftlich zu eröffnen, in heftiger Sammlung schwierig auszusprechende, mit schmerzendem Erlebnis beladene Worte zu sagen, in Blick und Gebärde auszuschöpfen, was der Mund verschweigt. Paula Wirth ist nicht, was ich eine Strindbergspielerin heißen möchte. Sie hat viel Routine, viel Intelligenz, viel Willen; aber sie war sozusagen niemals allein auf der Bühne, fühlte sich niemals unbehorcht, sie weiß, daß die vierte Wand fehlt. Sie stellt dar, statt zu sein. Kraft und Härte kann sie, aus schwarzen Augen blitzend und lauernd, mit feindselig energischen Bewegungen, dumpf hervorgestoßener oder scharfer Stimme geben, aber im Ausklingen der Tragödie wird ihr nicht der ganze Jammer bewußt, den die Mutter selbst erlitten hat. Sie stürzt sich auf der Flucht vor den Flammen aus dem Fenster, ohne daß man gegen sie weicher gestimmt wäre, so, als müßte sie ihr Leben durch den Tod sühnen, während sie doch schon durch ihre traurige Jugend halb entsühnt war. Herr Groß und Stella David waren die beiden Kinder. Herr Groß traf am besten die Munchsche Linie, blieb manches den letzte abgestuften Silben, doch kaum etwas den erschütternden Schreien schuldig; seine gewichtigste Leistung bisher. Die Tochter ist wohl die vernachlässigtste Gestalt des Spiels; wie Stella David sie verkörperte, war wohl nur im Grundriß echt, in den Feinheiten noch allzu herb. Herr Kleinoschegg hatte der routinierte Schwiegersohn zu sein, der schließlich gegen die alte, für ihn entflammte Geliebte den Stock erhebt. Mit dem Stich ins Brutal-Lebemännische gelang ihm dies vortrefflich. Die Regie, die diese vier Stimmen zusammenfaßt und in dem Saal, dem es an Intimität leider mangelt, zu eindrucksvollem Klingen bringt, ist uneingeschränkt zu rühmen. Sie holt aus den Mitwirkenden so ziemlich alles, was sie hergeben können, lenkt die ganze Aufmerksamkeit auf sie und läßt so das Uebrige vergessen. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Man rief am Ende Darsteller und Direktor Renó wieder und wieder an die Rampe.

Camill Hoffmann.

Kleines Feuilleton.

— **Programm für Dienstag.** Kgl. Oper: „Das lockende Licht", „Die Abreise", ½8. — Kgl. Schauspiel: „Robert und Bertram", 8. — Albertheater: Geschlossen. — Residenztheater: „Wie einst im Mai", 8. — Zentraltheater: „Kavaliere", „Schwache Nerven", „Lord Spleen", „Die Kaiserparade", 8. — Interimstheater: „Der Scheiterhaufen", ½8.

— **Im Befinden des Generalmusikdirektors von Schuch** ist, wie wir erfahren, keine Aenderung eingetreten. Der Kranke wird von seiner Frau und seiner Tochter, Liesel v. Schuch, unermüdlich gepflegt. Man hofft von dem Frühlingswetter eine günstige Beeinflussung seines Zustandes.

— **Kgl. Hofoper.** Es handelt sich um kein unansehnliches Gesangsinstrument, das die Altistin des Kgl. Landestheaters von Agram, Anka Horvat, als Amneris (in Verdis „Aida") vor einem kleinen, aber eindrucksfreudigen Sonntagspublikum hören ließ. Es hat die Klangfarbe des echten Alts, und zwar eines jugendlich unverbrauchten, den mühelosen Umfang zweier Oktaven und einer Terz und versteht, Brust-, Mittel- und Kopfstimme gut ineinander überzuleiten. Hier und da wird die reine Brustresonanz etwas übertrieben, mit allzu „männernder" Rauheit gebraucht — die Unsitte sehr vieler Altistinnen übrigens; ein Kraftmeiertum, das der reifende künstlerische Geschmack der noch jungen Sängerin bald regulieren könnte. Im Spiel zeigt sich freilich weniger der große Zug einer ursprünglichen dramatischen Begabung als die Angewöhnheit tüchtiger Routine. In ihrer großen Szene im vierten Akt war keine Miene, keine Geste versehen, aber jede einzelne blieb als Kunstmittel kenntlich, nichts kam von innen heraus. Vielleicht die entseelende Wirkung des Debütantenfiebers. Denn Frl. Horvat sang auf Anstellung. Man müßte also der jungen Dame noch einmal Gelegenheit geben, sich zu zeigen? Wird sie aber dann weniger — lis-peln? Hier liegt der Stein des Anstoßes. Und man darf, meine ich, nicht um ihn herumgehen, ihn etwa aus einem falsch verstandenen „Taktgefühl" ignorieren wollen. Sollte sich unsre Hofoper den Luxus zweier junger Solisten mit lächerlichen Sprachfehlern leisten wollen? A. Pryz.

— **Bachs H-Moll-Messe und Dresden.** Am zweiten Abend der Bach-Konzerte der Berliner Singakademie kommt bekanntlich die H-Moll-Messe zur Aufführung. Das gewaltige Werk steht zu Dresden in ganz besonderen Beziehungen. Infolge vieler Mißhelligkeiten mit den Leipziger Behörden beschloß Bach, zur Erhöhung seines Ansehens daselbst, mit dem Dresdner Hofe in nähere Verbindung zu treten und beschloß daher die Komposition von zwei Messensätzen und überreichte sie im Juli 1733 in Dresden mit beifolgendem Begleitschreiben:

„Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich Augusto, Königlichen Prinzen ...